

**CHRISTOPH
PETERS**

INNERSTÄDTISCHER TOD

**CHRISTOPH
PETERS**

INNER
STÄDTISCHER
TOD

ROMAN

Luchterhand

Dieses Buch ist ein Roman. Als literarisches Werk knüpft es in vielen Passagen an reales Geschehen und an Personen der Zeitgeschichte an. Es verbindet Anklänge an tatsächliche Vorkommnisse mit künstlerisch gestalteten, fiktiven Schilderungen sowie fiktiven Personen. Dies betrifft auch und insbesondere vermeintlich genaue Schilderungen von privaten Begebenheiten oder persönlichen Motiven und Überlegungen. Sie sollen die Motive und Intentionen der objektivierten Charaktere erhellen und sind deshalb künstlerisch geboten und erforderlich.

Diverse lingue, orribili favelle,
parole di dolore, accenti d'ira
voci alte e fioche, e suon di man con elle
facevano un tumulto, il qual s'aggira
sempre in quell'aura senza tempo tinta
come la rena quando turbo spira.

DANTE, *Inferno*

Man war angekommen und war es nicht;
man hatte keine Eile und fühlte sich doch von
Ungeduld getrieben.

THOMAS MANN, *Der Tod in Venedig*

I.

Nirgends hatte ein Gott seine Spur hinterlassen. Im märkischen Sand wäre sie auch nicht von Dauer gewesen. Kein römischer Tempel, kein Amphitheater, weder Burgruine noch Kathedrale bezeugten mythische Größe. Heiligengräber hätte man vergeblich gesucht, aber wer suchte schon Heiligengräber? Die Hohenzollerngruft war wegen Renovierungsarbeiten geschlossen. Namen und Taten des vormaligen Herrschergeschlechts kannten ohnehin nur noch Spezialisten. *O König von Preußen, du großer Potentat / wie sind wir deines Dienstes so überdrüssig, satt.* Hier und da verzierte friderizianisches Rokoko das Stadtbild, Deutscher Dom, Französischer Dom, ein Opernhaus, ein Sommerschloss, recht hübsch geraten, des Weiteren Schinkels Griechenland-Träume, daran anschließend historisierende Prunkbauten im Auftrag des letzten Kaisers. Wilhelm II. starb 1941 nach verlorenem Weltkrieg, Abdankung, Flucht im niederländischen Exil. Das Dritte Reich trauerte ihm nicht nach. Der Führer gestattete lediglich einer Rumpfdelegation die Reise zur Beisetzung ins okkupierte Gebiet. Auf totalen Krieg folgte totale Zerstö-

rung. Wiederaufbau entsprechend den Vorgaben des sozialistischen oder kapitalistischen Realismus, *Auferstanden aus Ruinen*, Siemens, AEG, VEB, LPG; Paläste für Arbeiter, sozialer Wohnungsbau, die autogerechte Stadt, *form follows function*. In lockerer Folge schlugen sich Staatsratsvorsitzende und amerikanische Präsidenten Merksätze von mittlerem Ewigkeitswert um die Ohren. *Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten. Ich bin ein Berliner. Mr. Gorbatschow, tear down this wall!* Die Friedliche Revolution, ohne dass vorher jemand eine Bahnsteigkarte gekauft hätte. *Wir sind das Volk. Wir sind ein Volk. Deutschland einig Vaterland.* Jüngst hatte sich *das eine Volk* ein Schlossimitat genehmigt, sandsteinverblandeter Stahlbeton, YIPPIE-JAJA-YIPPIE-YIPPIE-YEAH!, Adler, Propheten, Helden als Fassadenschmuck, der guten alten Zeit zuliebe. Auf der Kuppel prangte ein Kreuz, darunter das Schriftband: *Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, denn in dem Namen Jesu, zur Ehre Gottes des Vaters. Dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind.* Aktuell waren noch 13 Prozent der Bewohner Berlins evangelisch; 7,5 Prozent katholisch; Orthodoxe, Baptisten, Jehovas Zeugen fielen statistisch nicht ins Gewicht. Ankündigungen von Armageddon und der unmittelbar anschließenden Wiederkunft Christi waren nach den Enttäuschungen der Jahrtausendwende nur noch selten zu hören, obwohl

am Horizont Krieg herrschte. Es gab Raketeneinschläge in Lwiw, ehemals Lemberg, und nahe der polnischen Grenze. Zwanzig Kilometer weiter westlich würden sie den NATO-Bündnisfall auslösen. Die Drähte zwischen Washington und Moskau seien gekappt, hatte es geheißt, allerdings war vor zwei Tagen die Meldung verbreitet worden, der amerikanische Sicherheitsberater habe regelmäßig Gespräche mit seinem russischen Amtskollegen geführt, um das Risiko einer nuklearen Eskalation zu senken. War die Nachricht durchgesickert, enthüllt oder lanciert worden? Sollte sie beruhigen oder Angst schüren? Wem nützte, wem schadete sie? Wie immer war die Wahrheit das erste Opfer des Krieges, nichtsdestoweniger wurde mit Feuereifer geglaubt, was diese oder jene Seite propagierte: *Wenn wir ihm jetzt nicht seine Grenzen aufzeigen, lässt Putin seine Truppen bis zur Elbe vorrücken; amerikanische Agrarkonzerne haben sich längst riesige Territorien in der Ukraine gesichert; ohne die Ukraine als Vasallenstaat schrumpft Russland zur Regionalmacht; natürlich gab es amerikanische Biowaffenlabore in der Ukraine.* Hausdächer und Wände hatten ihre Stabilität eingebüßt. Gasmangellagen, Stromausfälle, Sabotageakte auf kritische Infrastruktur wurden befürchtet; weltweite Nahrungsmittelengpässe, Rezession, Inflation. Vielleicht setzte die Reaktorruine in Tschernobyl nach Granatentreffern demnächst wieder gewaltige Mengen Radioaktivität frei, führte die Unterbrechung der Energieversorgung in den Kraftwerken von Sa-

porischschja zum Super-GAU. Dann wäre es vorbei mit Sandburgen auf Kinderspielflächen, Sommerkonzerten im Tiergarten, Pilzgerichten, Wildfleisch.

Auch nach einer Woche ist mir die Gewalttätigkeit der Architektur schwer erträglich: das harsche Grau der Wände, das gleichgültige Grau des Bodens, darüber das sternengeschmückte Preußischblau des neoromanischen Tonnengewölbes, das Einzige, was die iranische Stararchitektin Sahra Hamid bei ihrem Umbau der Gründerzeitkirche vom wilhelminischen Monumentalkitsch übrig gelassen hat. Unerbittliches Licht. Nirgends Halt. Was dem entgegensetzen, wie sich darin behaupten? Früher haben hier die letzten Katholik*innen des Viertels auf den Knien gelegen, anschließend evangelikale Erweckungsprediger*innen ihren Gläubigen mit dem Feuer der Hölle gedroht. Vielleicht hätte ich auf die Geschichte des Ortes eingehen müssen? *Topografie der Angst: Eine Intervention zu kirchlichem Psychoterror, Missbrauch, Homophobie, Misogynie*. Ganz zu schweigen von den Verbrechen christlicher Missionar*innen in Afrika, Südamerika, Ostasien. Als die Kirche gebaut wurde, träumte das Kaiserreich davon, in den Kreis der Kolonialmächte aufzusteigen, sich neuen Reichtum und Glanz durch die Ausbeutung von Menschen und Ressourcen im globalen Süden zu verschaffen. Die Maßnahmen, die bei der Umwidmung des Gebäudes vom

Gotteshaus zur Galerie durchgeführt wurden, haben den Charakter des Ensembles zwar verändert, auch war es sicher gut, eine iranische Architektin zu beauftragen, aber ein paar Jahre Ausstellungsbetrieb reichen kaum aus, um die historischen Kontaminierungen aus dem Mauerwerk zu lösen. Bislang hat keine*r der Künstler*innen, die hier gezeigt wurden, dazu Stellung genommen, weder in den Arbeiten noch mit einem kritischen Kommentar.

Ich brauche eine Pause, Abstand. Sitzen, eine Zigarette drehen. Der Hocker ist unbequem. Zum Rauchen müsste ich raus in den Hof. Ich bin zu erschöpft, um mich allein dort draußen hinzustellen.

Diese Ausstellung in der *Galerie Konrad Raspe* – die erste große Präsentation meiner Arbeit in einer wichtigen Galerie – könnte mich, wenn es gut läuft, vom begabten Newcomer zu einem Künstler von Weltrang machen. Die wenigen Sammler*innen, die während der vergangenen Jahre Objekte von mir gekauft haben, freuen sich wahrscheinlich jetzt schon über den exponentiellen Wertzuwachs ihrer Investments.

Natürlich wusste ich vorher, worauf ich mich einlasse. Theoretisch. Etwas zu wissen, bedeutet nicht, es zu verstehen; etwas zu verstehen, heißt nicht, die emotionalen Folgen abzuschätzen. Ich bin absolut nicht in der Lage zu beurteilen, ob die Installation so, wie ich sie in den vergangenen sechs Tagen hier eingerichtet habe, gut ist, ob sie überhaupt in die Zeit passt, sich womöglich sogar zu

sehr der vom Krieg verdunkelten Gegenwart andient, als politisches Statement gelesen wird – in welcher Richtung auch immer.

Ich brauche einen neuen Blick, als sähe ich die Objekte zum ersten Mal: Vor mir liegt ein verlassenes Schlachtfeld aus dem letzten Jahrhundert: Körper aus Holz, Eisen, Leder in Gestalt nachgebauter Turnböcke, Pauschenpferde, Sprungkästen, Sandsäcke. Kadaver, die ihre Extremitäten dem Blau entgegenstrecken, modifiziert durch eingekerbte Wundmale, aufbrechende Geschwulste, wuchern des Narbengewebe. Manche Eingriffe fallen erst auf den zweiten Blick auf, verursachen bei den Betrachter*innen einen kurzen Schock. Das hat zumindest Konrad gesagt und der muss es wissen, sonst kann er die Sachen nicht verkaufen: »Bevor sich Sentimentalität breitmacht, kippt das Vertraute ins Monströse – das ist das Großartige an deiner Arbeit, Fabian.« – Und seine Assistentin, Maren Gerstäcker, hat hinzugefügt: »Ich muss immer an ein Foto denken, das bei uns im Geschichtsbuch war: tote Pferde nach einem Giftgasangriff irgendwo in Frankreich oder Belgien, total aufgequollen, als würden sie platzen. Really disturbing.«

Als wir die Ausstellung vereinbart haben, vor anderthalb Jahren, zwischen der dritten und vierten Corona-Welle, hieß es, mit dem Impfstoff kehre die Normalität zurück. Damals hat mir etwas völlig anderes vorgeschwebt: eine düstere Turnhallenlandschaft, Beschwörung einer Ju-

gend in der Provinz, autofiktionale Erinnerungskammer, postviraler Albtraum aus monumentaler Verlassenheit, darin die Untröstlichkeit der Dinge, die zurückgeblieben sind, isoliert, ihres Sinns beraubt, seit die Menschen das Land verlassen haben.

Alle Objekte sind nach meinen Vorgaben, unter meiner Aufsicht von Handwerkern in Marrakesch gefertigt worden. Dort wissen die Leute, wie man Tierhäute verarbeitet, Leder in jedwede Form bringt. Aber natürlich haben sie sich trotzdem kopfschüttelnd gefragt, weshalb dieser sonderbare Deutsche Unsummen für Dinge ausgibt, die zu nichts nütze sind – reine Materialverschwendung aus ihrer Sicht. Aber sie haben gemacht, was ich von ihnen wollte, und sie haben es sehr gut gemacht. Dagegen hat es mit den Schreibern und Schlossern, die für die Unterkonstruktionen zuständig waren, Beine, Füße, Gelenke herstellen sollten, immer wieder Schwierigkeiten gegeben. Ihnen fehlte ein bestimmter Perfektionismus. Sobald etwas leidlich funktionierte, waren sie zufrieden. Immer und immer wieder habe ich ihnen Fotos von alten Turngeräten gezeigt, um ihnen irgendwie begreiflich zu machen, dass ein Scharnier, eine Teleskopschienenführung, eine Oberfläche nicht einfach nur ihrer Funktion gerecht werden muss, sondern dass es um einen bestimmten Ausdruck geht: Die Metall- und Holzelemente sollten dieses dystopische Element in die Arbeit bringen, eine spezielle Atmosphäre zwischen der rückwärtsgewandten Wertigkeit

alten Handwerks und den sadistischen Obsessionen eines totalitären Regimes aus der Zukunft.

Noch immer hängt der Geruch von vegetabiler Gerbung in der Luft, dazu das Lederfett, das ich in die Oberflächen massiere, nachdem ich sie, so rabiät wie es möglich ist, ohne dass das Material ernsthaft Schaden nimmt, mit Stahlwolle, Schleifpapier traktiert habe – eine künstlich beschleunigte Alterung, um eine Geschichtlichkeit zu suggerieren, die es nicht gibt.

»Es ist viel intensiver als das, was du ursprünglich vorhattest«, sagt Konrad. Im selben Moment spüre ich seine Hand auf der Schulter. »Das war auch schon sehr eindrücklich, ich will es gar nicht abwerten. Aber jetzt bleibt das Ganze eben nicht mehr bei deinen privaten Beschwörungen stehen, sondern schlägt eine Brücke ins Heute. Man kann es als Kommentar zur aktuellen Lage lesen, gleichzeitig weist es weit darüber hinaus, ruft beinahe archetypische Bilder auf, die sich über Jahrtausende ins kollektive Unterbewusstsein eingebrannt haben. Im Grunde beginnt das alles bei Kain und Abel. Und dazu dann noch das dunkel erotische Element, das latent mitschwingt.«

Ich vertraue Konrad Raspe – seinem extrem präzisen Blick, seiner Begeisterung und der Genauigkeit, mit der er das, was er sieht oder erspürt, in Worte fassen kann. Zu gerne würde ich ihm glauben, dass meine Arbeit eine besondere, einmalige Qualität hat. Aber das, was in der

Galerie aus meiner ursprünglichen Vision geworden ist, gefällt mir einfach nicht. Abschottung, Leere, Stille hätten die bestimmenden Elemente sein sollen. *Windhauch, alles ist Windhauch* steht auf der Einladungskarte. Die nahezu unmerklichen Bewegungen der Luftmoleküle zwischen den Körpern wollte ich erfahrbar machen, sie lenken, engführen, bündeln, damit im Betrachter das Bedürfnis entsteht, sich niederzulassen, den eigenen Atem zu hören, im Angesicht des Verlusts zur Ruhe zu finden. Die Wahrnehmungen, Empfindungen, Gedanken eines Menschen, der in den totalen Rückzug gegangen ist, innehält, sich sammelt, den Nachtmahren, Ungeheuern aussetzt, die seinem Inneren entsteigen, der darüber Dinge, Verhältnisse, Prozesse, Material und Form zu sich selbst kommen lässt, ein schweigendes »Trotzdem« gegen die Gewissheit, dass nichts dergleichen mehr möglich ist. Sich schließlich vor-tasten, heraustreten, neu beginnen. Doch das, was während der Pandemie Gültigkeit hatte, zählt nicht mehr, seit von Osten her Tag für Tag das Pfeifen der Raketen im Sinkflug, die Donnerschläge der Bombenexplosionen herüberdröhnen, Maschinengewehrfeuer, Schmerzensschreie, Todesschreie.

Träge umfloss das schwarze Wasser der Spree die Insel im Zentrum der Stadt, Welterbestätte, Touristenhotspot, Dauerbaustelle, einst Lustgarten des Großen Kurfürsten,

den sie als Jüngling vor den marodierenden Schweden aus der hinterwäldlerischen Mark Brandenburg ins Arnheim des Goldenen Zeitalters verbracht hatten. Dort lernte er von den zivilisierteren Verwandten, wie es sich darstellte, das höfische Leben des Mannes von Welt – welche Manieren er pflegte, welche Gemälde, Teppiche, Kabinett-schränke sich für seine Gemächer ziemten, welche Weine zu welchen Speisen gereicht wurden. Zurück an der Spree ließ er Alleen, Beete, Labyrinth rund um das Schloss auf der Insel anlegen, geordnet nach Maß und Zahl, entsprechend den Ideen seines Cleve'schen Statthalters, Johann Moritz von Nassau-Siegen, der mit den Schiffen der Westindischen Kompanie unbekannte Pflanzen und Tiere aus Niederländisch-Brasilien nach Europa gebracht hatte, Tomaten, Kartoffeln, Kürbis; Papageien, Affen, Würgeschlangen. Aus südlichen Gefilden kamen Pomeranzen-, Zitronen-, Granatapfelbäume, Palmen und Feigen. Zum Schutz vor Eis und Schnee wurde ihnen ein beheizbares Winterhaus errichtet, wie es die Verwandten weiter westlich längst hatten. Doch der Sinn für Schönheit, Überfeinerung währte nicht lange. Friedrich Wilhelm I., *der Soldatenkönig*, setzte auf Sparsamkeit und Truppenstärke. Die exotischen Gewächse wurden fortgeschafft, die Wasserspiele zugeschüttet, er ließ Hecken roden, Bäume fällen, aus bronzenen Göttinnen Kanonen gießen. Fortan sollten die Gartenflächen als Exerzierplatz dienen. Statt weitgereister Wissenschaftler und Gelehrter, die dem Mo-

narchen darlegten, was es auf sich hatte mit all den unerhörten Neuigkeiten aus der bekannten und unbekannten Welt, präsentierten Infanteristen zackig ihre Musketen. Vom Balkon aus konnte er zusehen, wie einer, der die Ehre des Regiments beschmutzt hatte, beim Speißrutenlauf den Tod fand. Die Gebäude des Pomeranzenhauses wurden Packhof, Warenumsschlagplatz, Mehlspeicher, Salzlager. Hundert Jahre später begann Schinkel hier mit dem Bau einer Akropolis für die Kunst. Stück für Stück fanden die geraubten Götter aus Pergamon eine neue Heimat, die tönernen Löwen, Stiere, Fabelwesen des Nebukadnezar. Schließlich hielt die geheimnisvollste aller Ägypterinnen Einzug, *Nefert-iti – die Schöne ist gekommen*, entführt oder rechtmäßig erworben, wie auch immer, sie war da, machtvoll, unnahbar, würdigte seit 3372 Jahren niemanden eines Blickes, während wenige Meter entfernt das kleinwüchsige Malergenie Adolph von Menzel dem Betrachter seinen schwieligen dicken Zeh entgegenstreckte. –

Ein stoppelbärtiger Mann mit wild wuchernden Brauen, verwitterter Gesichtshaut zog einen unter Plastiktüten verschwindenden Einkaufstrolley über die Schlossbrücke. In seiner Linken hielt er eine Angelrute. *Athene unterrichtet den Knaben im Waffengebrauch, Nike kürt den Sieger, Iris trägt den gefallenen Helden auf den Olymp*. Er bog auf den Vorplatz, postierte sich am Ufergeländer, holte ein Glas Würmer aus dem Seitenfach, spießte eine der sich windenden Larven auf den Haken, ließ den Köder ins

Wasser gleiten. Vielleicht hatte er irgendwo in der Nähe sein Zelt aufgeschlagen, würde nachher den Grill anfa-chen, eine nach Altöl schmeckende Plötze braten. Hin-ter ihm klopften die Pflasterer zu polnischem Radio-Pop unter den abwesenden Augen indischer, chinesischer, ja-panischer Buddhas, afrikanischer Könige, drachenköpfi-ger Waldgeister, federgeschmückter Ahnen Wackersteine in Sandbeeten fest.

Auf der Wiese, wo die Bauakademie wiedererstehen sollte, im Rücken des bronzenen Karl Friedrich Schinkel, der mit entschlossener Miene das Gelände überblickte, hockte ein dunkelbrauner Kater mit grünen Augen. Seine schlanke, langgliedrige Gestalt, der spitze Kopf, die riesigen Ohren erinnerten an die Figuren der altägyptischen Göttin Bastet, Tochter des Sonnengottes Re, die nebenan, in den Kellern des Neuen Museums standen. Der Kater streckte seinen Kopf dem Himmel entgegen und schrie, lief von Schinkel zu Albrecht Thaer, schrie erneut, weiter von Thaer zu Peter Christian Wilhelm Beuth, schrie zum Erbarmen.

Carte blanche, steht in hellblauen Leuchtbuchstaben über der Tür. Ist es ein Café oder doch eine Kneipe? Einfache Holztische und -stühle, nicht zu eng gestellt, an den Wän-den Filmplakate, JULES ET JIM, ORPHÉE, TIREZ SUR LE PIANISTE: Vor gelbem Hintergrund hockt ein Mann in schwarzem Anzug auf einem Klavierschemel, die kon-

zentrischen Kreise einer Zielscheibe, acht rote Punkte wie Einschusslöcher auf seinem Rücken. Die Bedienung hat ein schönes Gesicht.

Ich musste etwas anderes sehen, etwas, das nichts mit mir zu tun hat, musste raus aus der Gegenwart Konrad Raspes und seiner übergriffigen Assistentin, Maren Gerstäcker, die ihm dauernd betont beiläufig die Hand auf den Unterarm legt, vertraute Blicke mit ihm tauscht – immer eine Spur zu lang Auge in Auge. Möglich, dass sie mit ihm schläft, im Keller, zwischen bruchsticher verpackten Plastiken, Bildern, Objekten, oder in einem der teuren Hotels der Umgebung, streng geheim, aber alle wissen Bescheid, während Konrads Frau, Eva-Kristin, eine ehemalige Wedding-Planerin, ins Fitnessstudio geht, zur Kosmetikerin oder zur Thai-Massage. Eva-Kristin ist schön, viel schöner als Maren Gerstäcker, obwohl sie mindestens fünfzehn Jahre älter ist – auch deutlich älter als Konrad. Sie mag mich nicht. Vielleicht ist ihr auch einfach meine Arbeit unheimlich, und sie überträgt es auf mich als Person. Sicher nimmt sie an, dass alle Leute in ihrem Umfeld über Konrads Affären spekulieren, versucht, sich mit ihrer abweisenden Art die Demütigung vom Leib zu halten, Souveränität zu demonstrieren. Konrad hat schon lange diesen Ruf. In Köln oder Düsseldorf heißt es, sobald sein Name fällt, »mal sehen, wann die Erste an die Presse geht.« – Dass er Frauen hauptsächlich unter optischen Gesichtspunkten einstellt, ist offensichtlich. Alle Menschen weib-

lichen Geschlechts, die in der Galerie arbeiten, könnten ebenso gut Models sein. Meistens bleiben sie nicht lange, ein oder zwei Jahre. Aber die Zeiten haben sich geändert. Spätestens seit den Prozessen gegen Harvey Weinstein, Kevin Spacey ist es kein Zeichen von Erfolg, von Größe mehr, wenn einer in dem Ruf steht, mit seinen Mitarbeiter*innen rumzumachen. Vielleicht ist es ein Fehler, dass ich mich von ihm vertreten lasse – genau die Art Opportunismus, die ich immer verabscheut habe: dass man bereit ist, für seine Karriere alles andere auszublenzen.

Diese ganze Welt ist mir fremd, ich weiß nicht, ob ich mich daran gewöhnen werde. In Konrad Raspes wilhelminisch bestirntem Betonkäfig kommt meine Arbeit mir vor wie die Arbeit eines anderen, den ich kenne und nicht kenne, der mir Dinge zuflüstert, die mir einleuchten, während ich zugleich weiß, dass sie falsch sind. Ich kann jedem oder jeder, der oder die danach fragt, wortreich die zugrunde liegenden Konzepte erläutern. Niemand wird bezweifeln, dass ästhetische Theorie, kunstgeschichtliche Verweise, Formensprache das Ergebnis meines jahrelangen Nachdenkens sind. Aber je mehr sich die Installation auf der plastischen Ebene einem klaren, kraftvollen Zustand nähert, desto weniger habe ich das Gefühl, dass das Ganze etwas mit mir zu tun hat – dass ich es bin, der die Entscheidungen trifft. Impulse, deren Ursprung ich nicht kenne, gehen auf eine Weise, die ich nicht verstehe, durch mich hindurch, führen mir die Hände. Ich bin ein fremd-

gesteuerter Automat, der Befehle umsetzt, die eine andere Person programmiert hat.

Vielleicht liegt es auch gar nicht an den Räumlichkeiten, sondern an Konrad Raspe selbst, an dem Druck, den es bedeutet, bei einem Star-Galeristen auszustellen, mit Dependancen in New York, Shanghai, Abu Dhabi. Offensichtlich sieht er etwas in mir, das ihm vielversprechend – gewinnträchtig erscheint. Konrad ist überzeugt, dass ich am internationalen Kunstmarkt eine Position besetzen kann, die es so noch nicht gibt. Ich soll als meine eigene Marke etabliert werden, und diese Marke soll eine Marktlücke füllen. Er hat Unsummen in die Herstellung der Objekte gesteckt. Ohne sein Geld gäbe es nichts davon. Früher hätte ich mir eingeredet, dass es die anderen sind, die mich von mir selbst entfremden, ihre direkten oder unausgesprochenen Forderungen. Ich wäre überzeugt gewesen, dass ich zu mir zurückfinde, sobald man mich allein lässt. Aber so ist es nicht. Auch wenn ich für mich bin, tagelang niemanden treffe, zerfalle ich in Einzelteile, werde ein Gewirr heterogener Empfindungen, unberechenbarer Impulse. Das, was ich glaube, was ich will, meine Hoffnungen, Ziele, Ängste, wechseln sich im Stundentakt ab. Sobald ich aufwache, sind da die Stimmen von Eltern, Freund*innen, Kolleg*innen, Kritiker*innen, der amerikanischen Markt, der ostasiatische Markt, der Blick, den die Kunsthistoriker*innen einer fernen Zukunft auf meine Arbeit richten. Wildfremde Menschen, die mir auf

der Straße, in der U-Bahn, im Supermarkt begegnen, reden auf mich ein. Dinge, Tiere, Gebäude, Landschaften erklären mir, wer oder was ich ihrer Ansicht nach denken, tun, sein soll.

Bis zu Konrad Raspes Angebot, in seiner Galerie auszustellen, habe ich improvisiert, aus vorgefundenen Materialien etwas zusammengefügt – eine mittellose Kunst, die bei den Betrachter*innen ein Gefühl des Schwindels erzeugt hat, weil sie unerwartet war, Bekanntes, Vertrautes durch Verfremdung, Verschiebung des Kontexts in Irritation verwandelt hat. Das Beiläufige, Nebensächliche hat mich interessiert. Ich wollte, dass es aussieht, als wären die Dinge aus sich heraus entstanden, in einem Prozess völliger Selbstvergessenheit, ohne jedes Kalkül, absichtslos wie Zufallsprodukte. Jetzt stelle ich genau geplante, mit Hilfe eines potenten Geldgebers vorfinanzierte Dinge her, die von einer internationalen, auf den Transport hochpreisiger Kunstobjekte spezialisierten Spedition verpackt, auf dreihunderttausend Euro versichert von Marrakesch nach Berlin gebracht worden sind. Wenn alles so läuft, wie Konrad Raspe es sich überlegt, in zahllosen Gesprächen mit einflussreichen Journalist*innen, Sammler*innen, Museumsleuten vorbereitet hat, werde ich – wird der, der künftig unter meinem Namen, mit meinem Gesicht, meinem Körper auftritt – ab morgen eine dieser Künstler*innendarsteller*innen sein, die um die Welt reisen, sich auf Messen, Biennalen, in von angesagten Kurator*innen ar-

rangierten Ausstellungen präsentieren, Pressekonferenzen abhalten, Interviews geben, fotografiert werden, sich exzentrische Angewohnheiten in Stil und Gebaren leisten, wahnsinnig viel Geld verdienen.

»Ich muss an die frische Luft, um den Kopf freizubekommen«, habe ich zu Konrad gesagt, »im Grunde ist ja auch alles fertig, den Rest können wir später oder morgen einrichten, meinethalben noch letzte Änderungen vornehmen, ruf mich an, wenn dir etwas einfällt.« – An seiner Stelle hat Maren Gerstäcker geantwortet, obwohl ich sie gar nicht angesprochen, bewusst an ihr vorbei geschaut hatte: »Das verstehe ich, du bist ja jetzt auch wirklich extrem tief eingetaucht in diese ganzen unglaublich intensiven Gefühle. Gerade die Konfrontation mit der Gewaltthematik: Das stelle ich mir echt heftig vor. Ich weiß gar nicht, wie du das aushältst. Ich schaue inzwischen nicht mal mehr Nachrichten.«

»Kein Problem«, habe ich gesagt, mich umgedreht, ohne auf Konrad zu achten, ob er konsterniert, verständnisvoll oder ärgerlich wirkte, bin zur Tür hinaus, habe mir im Gehen die Zigarette angesteckt, die seit einer Stunde fertig in meinem Tabakpäckchen war, bin links abgebogen, hätte genauso gut rechts gehen können, ich kenne mich noch immer nicht aus in der Stadt, wollte einfach irgendwohin, wo ich nachdenken kann – ein Ort, der andere Bilder, Empfindungen erlaubt, während es langsam schon wieder dunkel wird. Möglicherweise kommt es mir auch

nur so vor, nach den endlosen Stunden in diesem gnadenlos präzise ausgeleuchteten Raum. Oder es hat damit zu tun, dass Berlin so viel weiter im Osten liegt als Köln: Der Krieg ist nah, seine Zerstörungswut überall spürbar, nicht nur, weil die Stadt voller Ukrainer*innen ist.

»Kann ich etwas bestellen?« – »Klar. Was hättest du gern?« – »Vielleicht den frischen Ingwer-Minze-Tee ...« – »*Vielleicht* oder soll ich ihn bringen.« – »Und ein Stück von dem Carrot Cake.«

Der russische Präsident hatte zum wiederholten Mal mit dem Einsatz von Atomwaffen gedroht; der Vizekanzler wollte den Ausverkauf der kritischen Infrastruktur an China verhindern; ein britischer Prinz hatte sich schon als Kind zweitklassig gefühlt, die heimgekehrte Fürstin von Monaco strahlte wieder Lebensfreude aus, während im stacheligen Gras am Rand des Schinkelplatzes ein entlaufener Kater hockte und um sein Leben schrie. Für seine altägyptischen Vorfahren interessierte er sich so wenig wie für barocke Gartengestaltung. Welche Hoffnungen auch immer er mit der Welt jenseits der Wohnungstür verbunden hatte – sie hatten sich nicht erfüllt: Wo waren die Stimmen der saftigen Vögel, die den Sommer über vor dem Fenster gesungen hatten? Amseln, Meisen, eine Nachtigall, die schließlich vor Erschöpfung tot vom Baum fiel. Nacht für Nacht das Liebeswerben, die Kampfschreie der

Rivalen um Beute und Katzen; die Katzen selbst, schön und unbegreiflich, begierig, begattet zu werden, eine neue Generation auszutragen, die eines Tages eine Dynastie gründen, den städtischen Raum beherrschen, über reiche Jagdgründe, Lustgärten, warme Schlafstätten gebieten würde. Nichts von alledem fand sich hier, zwischen vergessenen Gerüststreben, Absperrgittern, antikisierten Straßenlaternen, kümmerlichen Bäumen, an denen halb verrottetes Herbstlaub hing. Stattdessen das Dröhnen des Presslufthammers, verstörende Vibrationen aus dem Innern der Erde, Schatten von Geistern. Die Freiheit war kalt und nirgends stand Futter. Eine Ratte rannte vorbei, verschwand zwischen Büschen. Aus den Tiefen einer im Dunkel verborgenen Vergangenheit spürte der Kater den Impuls, ihr nachzulaufen, *eine Ratte ist eine Ratte ist eine Ratte*. Was hätte er mit ihr anfangen sollen? Von den lebendigen Wesen aus Fleisch und Blut hatte er bislang nur mit Menschen zu tun gehabt.

Eine Mercedes-Limousine aus der Fahrbereitschaft des Deutschen Bundestags rollte im Schrittempo über den Platz. Im Fond saß Dr. Hermann Carius, Abgeordneter der Neuen Rechten. Er war dreiundsiebzig Jahre alt, gesundheitlich angeschlagen, schlecht gelaunt und gab sich Mühe, es niemanden merken zu lassen. Dass sein Kardiologe meinte, er solle einen Gang zurückschalten, weniger fett essen, weniger trinken, ging ihm ebenso auf die Nerven wie die Tatsache, dass mittlerweile mehr als die